

Am 16. Dezember vorigen Jahres farbte sich vor Apremont sein Burschenband rot, schlug seine Stunde, besiegelte er seine Gesinnung durch einen schönen Heldentod. Franken, gedenkt seiner Worte!

Speyer, im März 1915.

Dr. Peter Schneider.



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von Wilhelm Greiner.

(Schluß).



Die ausgeprägte Form der Idylle und die ganze Skala der Empfindungen finden wir in der wundervollen Schilderung eines Wandertages im Rosenmonat Juni vor. Mit dem ersten Morgenschimmer schon bricht der Held auf und genießt zuerst das Tropfbad des Taues und das Luftbad des Morgenwindes, indem er sich Gesicht und Brust im frischen Juniusschnee badet und mit neubelebten Nerven, offener Brust und unbedecktem Haupte dahinwandert; Rosenwolken bedecken als Streublumen die Himmelsbahn, bis die Flammen der Sonne glühend über die Erde hereinwehen. Die Natur rollt vor ihm ihr meilenlanges Altarblatt mit Hügelketten, Landhäusern, Gärten, Blumen und Bächen auf, und eine Wolke von abertausend Kleinwesen umspielt ihn. Er weiß nicht, wohin er sich wenden soll im Labyrinth der Schönheit, er steigt in jedes lockende Tal, ruht an jeder schattenden Baumreihe unter Blumen und zieht dem gaukelnden Schmetterling nach. Nach wenigen Stunden der Wanderung, in denen sich sein Herz vollgesogen hat von all den tausend Strahlen der Wonne, ergreift ihn unentrinnbar die Einheit des All im Großen und im Kleinen, alles wird eines, ein Leben bebt

überall, die grünende Welt und der blaue Himmel werden das Angesicht einer unermesslichen Seele, er taucht in trunkenen Wonnen sein Antlitz in die Blütenstauden, lauscht auf das sumsende Leben zwischen den Blättern und stürzt im Taumel ins kühlende Gras an die Brust der Allmutter Natur, sein Herz erlebt im Innersten eine Wiedergeburt, und der Genius gibt ihm „die Feuertaufe einer Liebe, die alle Menschen und alle Wesen in ihren Flammen faßt“. Da quillt aus den Tiefen der leidenschaftlichen Wunsch herauf, alle Wesen auf Erden zu beglücken und teilnehmen zu lassen an der eigenen Seligkeit. Siehe, da keuchen am Wege zwei zerlumpete Kinder daher mit einem Schiebekarren voll durchlöcherter Tannzapfensäcken. Er redet sie an und erfährt, daß dem Vater ein gefällter Baum beide Beine zer schlagen hat, und daß der Bruder dort drüben auf dem Felde ackern müsse. Wenige Pfennige erfreuen die verhungerten Kinder so, daß sie den Karren stehen lassen und ins Dorf hinuntereilen, indeß der Aekersmann in der Ferne den Hut zieht. — Schon kommt wieder ein alter, grauer, fieberkranker Schmiedegeselle des Weges, der als Reisekoffer ein gefülltes Schnupftuch und am Stecken ein altes, elendes Stiefelpaar trägt. Zweimal gibt er ihm, als er von seinem Hungerleben, seiner Zuchthauskost und seiner ewigen Flucht von Land zu Land erfährt. — Seine Mittagsrast hält er in dem Baugerippe eines neuen Hauses, das erst vom Zimmermann verlassen ist, und stellt sich vor, wie auf dieser neugezimmerten Bühne sich auch eine Bettleroper des Lebens abspielen, wie manches Auge rot gequält und mancher Nordwestwind des Lebens an zagende Herzen fahren wird, bis diese frischen Balken vom Winterrauch zu Ebenholz geräuchert sind. Dabei beobachtet er mit sinnender Freude, wie die Schwalbe den gelöschten Kalk zum Nestbau trägt, die Wespe aus den Balken Papierspäne zu ihrer Zwiebelkugel hobelt und die Spinne ihr Spinnhaus ins große hölzerne hineinwebt. Als er aus seinem lustigen Wirtshaus scheidet, umgeistert ihn die seltsame Beklommenheit der Mittagsstunde, wenn unter der brütenden Sonne die Wiesen stärker duften, die Wälder sanfter rauschen und die Vögel wie im bleiernen Schlaf verstummen. Seine Phantasie aber erhebt sich auf den dunkeln Flügeln einer unbewußten Sehnsucht und trägt ihn unter den ewig-blauen Himmel des Orients und die Weinpalmen Hindostans zur träumenden Ruhe des Braminen. Gegen den schimmernden Abend hin verliert sich sein Herz in die liebsten Erinnerungen aus der Kinders- und Jugendzeit, und obwohl er sein Ziel vor sich sieht, will er nicht in einen belebten Ort zu fremden Menschen treten, er tritt vielmehr voll mitleidiger Neugier an jede Köhlers-, Jägers- und Vogelhütte heran und legt sich schließlich, um dem treibenden, drückenden, erhabenen Meere der Natureindrücke rings umher zu entgehen, im zerwühlten Stroh eines armseligen Schäferkarrens schlafen. —

Alle diese Bilde aber, die wir an den vielen verstreuten Wanderidyllen beobachten, fließen wie in einem märchenhaft schönen Strom in einer weitausgesponnenen und großangelegten Idylle zusammen, die sich in den „Flegeljahren“ findet und einen erhabenen Gipfel Jean Paul'scher Erzählungskunst darstellt. Bieten die „Flegeljahre“ an sich schon als das persönlichste und vielleicht ge-

lungenste Werk des Dichters den reinsten Genuß, so gehört diese Wanderschilderung zu den köstlichsten und kunstreichsten Einzelbildern in diesem entzückenden Museum selbst. Aus den innersten Tiefen des eigenen Lebens strömt sie mit elementarer Kraft herauf, aber die drängenden, überquellenden, wogenden Massen der Empfindungen und Gedanken sind beherrscht vom bewußten, gebietenden Genius und abgeklärt zum lautersten Kunstwerk; unmittelbare Lebensfrische und tiefsinnige Mystik, ergreifende Wehmut und bizarrer Humor, himmelstürmende Schwärmerei und erbarmende Menschlichkeit, wuchtiger Aufschwung zum Großen und beschauliche Andacht zum Kleinen, schlichtes, derbes Volksleben, seltsames, dämonisches Künstlertum, edles, adeliges Seelenleben, Bettlerwelt und Wirtshaus-treiben, Naturzauber und Kirchenstimmung — alles ist zusammengewebt zu einem wunderbaren Bilde; mit der Kraft des Genius sind die Farben, Lichter und Schatten eigenartig rhythmisch verteilt; eine dämmernde romantische Stimmung liegt wie ein goldener Schleier über dem Ganzen; darunter aber leuchtet es aus unergründlichen purpurnen Tiefen herauf wie aus den geheimnisvollen Schächten des Gebirges, wo die Geister geheimnisvoll die Goldadern und rauschenden Quellflüsse des Lebens behüten. Bei alledem erinnern die großen Grundlinien des künstlerischen Organismus unmittelbar an den Wandertag Viktors aus dem „Hesperus“, und wir finden hier nur die höchste Vollendung jener typischen Form der Wanderidylle.

Nach tagelanger, seliger Vorfreude bricht der Held an einem tauigen, hellen Frühlingsmorgen auf und fragt sich erst vor dem Tore unter den vier Holzar-men des Wegweisers, wo er eigentlich hinwolle. Er beschließt, ohne jedes Ziel zu wandern, jedem Genuß im Irrgarten der Natur sich hinzugeben, den Namen jedes Dorfes erst im Orte selbst zu erfragen und sich auf die seltsamsten, roman-tischen Abenteuer unter all den Landhäusern, Bergschlössern, lachenden Mädchen-
 augen, Kapellen und Pilgern gefaßt zu machen. — Er schlägt nur im allgemeinen die Richtung auf Leipzig zu ein, ohne aber jemals an's Ziel zu gelangen; vielmehr lenkt die Reise nach wenig Tagen und Meilen wieder in die Heimat zurück. Die Erinnerungen an des Dichters eigene glückliche, hoffnungsfrohe Wanderung zur Universität von Hof nach Leipzig geben die Stimmung für die ganze Reise, und es scheint, als habe er auch im Einzelnen aus einem alten Tagebuche viel geschöpft.

Wohlthätigkeit ist auch hier das erste Bedürfnis seines Herzens, als er mit leichtem Schritt und seligem Sinn über die tausend Regenbogendiamanten im Grafe dahinschreitet. Drei alte und ein blutsjunges Weib keuchen unter hochgepackten Körben mit Besenholz aus dem Walde daher, und ein Mann schiebt einen schweren Karren mit Blechwaren vorbei, dem er sein kleines Töchterlein vorgespannt hat. Alle erhalten aus dem kleinen Schatz seines armseligen Studenten-gutes eine Gabe, und voll innigster Freude über die frohen Blicke der Beschenkten eilt er weiter. — Im nächsten Dörflein kehrt er im schlichten Wirtshause ein, und seiner scharfen Beobachtung entgeht das Kleinste nicht: z. B. daß in Franken die Milchkränchen den Gießschnabel dem Henkel gegenüber haben, in Sachsen

links oder gar keinen. — Welch' reiches, idyllisches Kleinleben hier! Einige Handwerksburschen bezahlen eben ihren Kaffee, und der Held bedauert, daß nicht auch für die Gelehrten eine frohe und gesunde Wanderschaftszeit üblich ist. Ein Salzkranner kommt mit einem kleinen Gefährt an und nimmt ungeschert in der Wirtsstube seine Morgenwäsche vor, ein langer Tiroler im grünen, bebänderten Hut tritt mit frohem Gruß herein, und mit bedecktem Haupte sitzen alle Gäste herum, sodaß ihm die Stube wegen solcher Freiheit der Sitten wie ein reichsunmittelbares Diogenesfaß vorkommt. Bei seiner Vorliebe für jedes Tier schließt er bald Freundschaft mit dem Spitzhund, mit dem der grobe Wirt freundlicher ist als mit seinen drei kleinen zarten Mädchen von gleichen Gesichtszügen und Statur. Es sind Drillinge, und an der Hand der schneeblassen Mutter treten sie gepuht und verschämt herein, um die Frau Pate zu besuchen. Entzückt von ihrem lieblich-rührenden Anblick beschenkt und küßt er sie, sieht ihren schlichten Spielen zu und wünscht, daß sie niemals wachsen, sondern immer unbewußt und schuldlos spielen möchten.

Draußen umfängt ihn wieder die lachende Welt; ein Zimmerplatz ruft mit dem Rosenhonig der Erinnerung eigene Kindererlebnisse lebhaft zurück, Bleicherinnen mit großen, altfränkischen Hüten begießen die weißen Beete aus Flachs-Lilien, in den Gärten glitzern die bunten Glaskugeln. Im Rosanatal umfängt ihn die ganze Fülle des Lenzes. „Die Dotterblumen stehn so dicht, — den Heubergen ziehen kleine Kinder mit großen Rechen kleine Hügel zu, — oben aus den Wäldern der Berge rufen die Waldlerchen und die Drosseln herrlich herunter, — schöne Frühlingswinde ziehen durch das lange Thal, — die Schmetterlinge und Mücken halten ihren Kinderball, und der Rosennachtfalter oder das Goldvögelchen sitzt still auf der Erde.“ Wie Silberblumen sind zarte Wolkenstreifen in den Aether gewebt, unten gleitet still der glatte Fluß, Wälder schmiegen sich um die Berge, Trauben und Weinbergshäuschen blinken herüber. Er lebt sich beseligt in das wallende Alleben der Natur, und ihm ist, als könne er mit den Blumen und Bäumen, den Schmetterlingen und Nachtigallen fühlen, gaukeln und singen, — da tönt plötzlich aus tiefer Ferne hinter ihm die seltsame Melodie einer Flöte herüber und erscheint ihm in ihren halbverwehten Gängen wie die tönende Verkörperung seiner Empfindungen. Er legt sich sinnend ins hohe Gras am Ufer, lauscht auf den holden Ton, versinkt mit Freudentränen in die selige Liebe zu allem, was da webt und lebt, schaut hinauf in die ziehenden Wolken und lauscht in den Graswald der goldenen Würmchen hinein. Doch bei allem himmlischen Höhenflug ist ihm auch das Kleinste vom praktischen Leben nicht unwichtig: er findet einen verlorenen Zollzettel und nimmt das Blättchen in der Hoffnung mit, den Fuhrmann zu finden, der ihn vermissen wird.

Jetzt steigt er auf die freie Höhe eines Berges hinauf, und eine wunderbare Aussicht erquickt ihn: Die Paradiese der Heimat und der Kindheit sind unten vor ihm ausgebreitet, in lauschiger Talschlucht sein liebes Joditz selbst! Die Vögel jubeln im Thal, einzelne Schüsse aus den Steinbrüchen hallen lange fort, und ein altes, vertrautes Mittagsgeläute wie aus dem gestirnten Himmel dunkler

Kindheit tönt herauf, er meint in der Ferne die Dorfglocke zu erkennen und das Elternhaus und das weiße Schloß, wo die Geliebte als sanfte Nonne in den Blumen ihres Klostersgartens sinnend geht; — aus allen Dörfern hallen jetzt die Glocken herauf, und der bunte Teppich des Lebens flattert über die ganze Gegend. Er denkt voll Sehnsucht der Eltern und der Geliebten, deren Blumen und liebende Worte nun für ihn verdorrt und verweht sind, und sendet ein Gebet zu Gott. — Da wird die Welt ganz stille um ihn, das Geläute klingt nur leise wie Schalmeyen der Kindheit, eine tiefe Wehmut und Beklommenheit erfüllt sein Herz. Er hat nichts verloren, ihm ist nichts gestorben, und doch ist ihm so weh. Er geht eiliger, als wollte er vor dem seltsamen Bangen entfliehen, über klare Bäche und mittagsstille Dörfer — „auf dem Zauberkreis der Höhen steht Zauberrauch, — der Sturmwind ist entflohen, und am klaren Himmel bleibt das große unendliche Blaue zurück, — Vergangenheit und Zukunft brennen hell und nahe, entzündet von der Gegenwart, — der Blumenfelch des Lebens umschließt ihn bunt-dämmernd und wiegt ihn leise.“ — Da weiß er, was über ihn gekommen ist: Pans Stunde ist angegangen, der Mittagszauber hat ihn in seiner Gewalt, die Dämonen der Natur machen ihren Tagesgang. „Die Vögel schweigen um diese Zeit. Die Menschen schlafen neben ihrem Arbeitszeug. In der ganzen Natur ist etwas Heimliches, ja Unheimliches, als wenn die Träume der Mittagschläfer umherschlichen. In der Nähe ist es leise, in der Ferne an den Himmelsgrenzen schweift Getön. Man erinnert sich nicht sowohl der Vergangenheit, sondern sie erinnert sich an uns und durchzieht uns mit nagender Sehnsucht; der Strahl des Lebens bricht in seltsam-scharfe Farben. — Allmählich gegen die Vesper wird das Leben wieder frischer und kräftiger.“ —

Beim Mittagmahl unter derben Fuhrleuten und Bauern legt er wieder die Aetherflügel ab und zieht die derben Pflasterstiefel für's praktische Leben an. Einem Bettler, der ihn um ein Glas Bier angeht, kauft er seinen Bettlerstab ab, damit ihn dieser wie ein Zauberstab Barmherzigkeit lehre und ihn, wenn er vielleicht einmal kalt oder zerstreut am Jammer seiner Mitmenschen vorüberginge, an die braune, welke und müde Hand erinnere, die ihn getragen. Der Stab scheint auch sogleich beim Weiterwandern eine seltsame feindselige Zauberkraft zu äußern, denn die Frühlingswonne des Vormittages ist plötzlich geschwunden, und die Welt breitet sich wie eine Herbstlandschaft aus: violette giftige Herbstblumen bedecken die Wiesen, auf denen die Zugvögel lärmen. Dafür beginnt ihn plötzlich der beständige Wechsel des Menschenverkehrs, aufgeregtes Leben und Treiben rings zu umdrängen. Spaziergänger wandeln daher, ein Brautwagen schwankt hochbepackt vorüber, in einem Dörflein bereiten die Burschen die Kirchweih vor, ein elfjähriges Mädchen kommt an einer Krücke als Kirmesgast zu ihrer Frau Patin gehumpelt, ein Verbrecher wird vorübergeführt, der in drolliger Großtuerei das Bier des vorigen Dorfes lobt; eine Kirche steht offen, von deren Turm geblasen wird, während drin auf dem Arme des Urgroßvaters ein Kindlein getauft wird, und Kinder spielen am Weg. In der sinkenden Abendsonne häufen sich die wechselnden Bilder aus der Zauberlaterne des Lebens

so stark, daß der Dichter sie nur noch mit abgerissenen Sätzen und Worten kennzeichnet: ein Meßschiff im Strom — ein niederer Dorfkirchhof an der Straße, über dessen Rasenmauer ein Schooßhund springen kann — eine Extrapost mit vier Pferden und Bedienten — zerrissene, hohe, graue Raubschlösser — eine polternde Mühle — ein eiliger Geburtshelfer zu Pferde und der dürre Dorfbalbir ihm nachschießend — ein dicker Landprediger mit der Erntepredigt — ein Schiebkarren voll Waren und eine Schar Better — ein Gymnasiast auf einem Grenzstein seßhaft und in einen Reihroman vertieft. — Ein armseliger hausirender Bilderhändler, in dessen Besitz er ebenso bizarre Skizzen des Lebens findet, wie er sie diesen Nachmittag selbst erlebt hat, weist ihn nach dem nächsten altfränkischen Städtchen auf dem stattlichen, im Abendrote glühenden Berg vor ihm, — Aufladungen geheißt. Seine Schwärmerei entzündet sich wieder an dem entzückenden Anblick des prangenden Berges mit seinen Felsenzacken und ruhenden Schafherden, er denkt der fernen Geliebten und eilt dem rauchenden Bergstädtchen zu. — Im Wirtshause findet er alles von einer reisenden Theatergesellschaft besetzt und kann mit Mühe ein Kämmerlein und ein Abendbrot bekommen. Er beobachtet das laute, interessante Treiben der Schauspieler unter den anderen Gästen, vor allem aber fällt ihm ein ganz seltsamer Mensch in die Augen, der eine Maske von starrer, aber nicht unschöner Gestalt trägt und mit tollen Scherzen die ganze Gesellschaft unterhält. Seltsam bewegt von diesem wunderlichen Menschen macht er noch einen schweifenden Abendspaziergang durch die Stadt, — da fällt ihm ein selten schönes, gutgekleidetes Mädchen auf, das in einen Kaufladen tritt und zu seinem Schreck recht hart und ungebildet um ein paar gemslederne Handschuhe feilscht. Bei seiner Rückkehr in den Gasthof ist gerade die Post eingetroffen, und etwas scheinbar ganz Alltägliches und doch unerklärlich Wunderbares geschieht: er erhält einen Brief.

Räthselhaft ist dabei schon, daß der Brief den Empfänger erreichte, denn der Held ist nur zufällig in dem kleinen Städtlein eingekehrt, viel geheimnisvoller ist sein Inhalt, denn nach des Dichters eigenen Worten kann er in dem Briefe, der vom Zwilling Bruder des Helden kommt, weit und tief in die aufgedeckte Geisterwelt hineinsehen. Der Bruder schreibt von einem merkwürdigen Traume, der ihm soeben den ganzen Verlauf von des Helden ersten Reisetage vorge spiegelt habe. Seltsamer Weise schlüpfte aber dabei immer ein ihm ähnliches, aber viel schöneres, geflügeltes, dunkelblau und hellrot schillerndes Wesen voraus — des Wanderers guter Genius. Er hat im Grunde all die lieblichen Abenteuer des ersten Tages hervorgebracht. Aber beim Eintritt in des Gasthof zu Aufladungen scheint sein lichtiges Reich in Gefahr zu kommen: der gute Genius kommt in Kampf mit einem dunkeln Wesen, das einem Kopf ohne Gesicht trägt; — der Held erkennt sofort: das ist kein anderer als der Maskenmensch und ihm ist, als sei „die unabsehbliche Winternacht der Geister, wo die Sphinge und Masken liegen und gehen und nicht einmal sich selber erblicken, hinausgetreten ins Sommerlicht des Lebens.“ — Der Genius vermag dem dämonischen Feind nur durch allerlei Verwandlungen zu entkommen, und der Brief bezeichnet eine

Stelle im Wirtsgarten am Kegelschub, wo der als Maulwurf zurückgekehrte Genius ein Häuflein Friedrichsdor niedergelegt hat, die der Held bald auch wirklich findet. Sehr wichtige Mitteilungen enthält der Brief aber vor allem für den künftigen Wandertag, denn der Held erfährt, daß ihn der Maskenmensch und der gute Genius nach zwei verschiedenen Richtungen locken wollen. Er soll aber nicht der Larve folgen, die ihn in ein weltmännisches, leichtlebigen Modebad führen will, sondern dem Genius, der ihn nach dem trauten Joditz und durch eine herrliche Landschaft über die Rosana nach Rosenhof führen werde. Der Genius wird dann selbst wie ein weites rosiges Gewölke darüberstehn und ihm die ganze Gegend vergolden. Wer erkennt nicht die Saale und Hof? Wer fühlt nicht den lieblichen und tiefen Sinn? Zur Heimat führen die schönsten Straßen und die besten Genien uns immer wieder; in ihr blüht die Welt, die Natur und das Leben am holdeften vor unserem Blick!

Wie ein zartes, goldenes Netz liegt dieser felseme Traum über dem ganzen Wanderbilde, und unter seinen feinen Maschen schimmern die seltensten Edelsteine aus den reichen Schatzkammern des heimatfeligen Dichterherzens uns entgegen. —

Der tolle Jahrmarkt des Lebens umgibt den Helden wieder in der Wirtsstube, wo der Larvenherr die tollsten Schz und Trinkwetten macht und das ganze Publikum mit seinen platten Späßen unterhält. Da tritt auch das liebe, blauäugige Mädchen herein, das dem Helden unterwegs begegnet war, und entpuppt sich als eine philinenhafte junge Schauspielerin, die das Interesse des jungen Wanderers wohl gemerkt hat und den Blöden mit viel Geschick, Anmut und lächelnder List in ein neckendes Gespräch zu ziehen weiß. — Am Morgen bricht alles auf, und dem Helden ist im hellen Morgenglanz zu Mute, als ginge es sogleich ins Dichterland hinein. Alles kommt ihm wundersam lebendig vor: die Maschinen einer stampfenden Ölmühle erscheinen wie Riesentiere mit hauenden Rüsseln; im Sturm fliegen Geister, und die ganze äußere Welt scheint sich mit Wäldern und Bergen zu bewegen; Ritter Schlösser, weiße Nebenhäuser und rote Zieglhütten wachsen aus dem Boden hervor. Da kommt er durch Joditz, und plötzlich glüht alles im tiefsten Innern auf, die Sagen der Kindheit wehen ihn schauerlich an, und ihm ist, als fiele ihm plötzlich der Zauberschlüssel zum Verständnis alles Erdentreibens und des durcheinanderlaufenden Lebens in den Schoß: nur aus den innersten, halb unbewußten Empfindungen, Vorstellungen und Erlebnissen in Kindheit und Heimat kann der Mensch ein Bild der Welt und des Lebens sich bilden, hier liegt für jeden der Brennpunkt, von dem aus die Strahlen der Erkenntnis in alle Weltecken laufen!

Aller Märchenzauber der Kindheit wird wieder über die vertraute Gegend gebreitet. Im Walde zwischen Joditz und Hof hält er seine Mittagsruhe in dem lieblichen Idyll der sogenannten „stillen Stelle.“ „Die Felsen drängen sich einander entgegen und wollen sich mit den Gipfeln berühren, und die Bäume darauf langen wirklich einander die Arme zu. Keine Farbe ist da als Grün und oben etwas Blau. Der Vogel singt und nistet und hüpfet nie gestört auf dem Boden. Rühle und Quellen wehen hier, kein Lüftchen kann herein. Ein

ewiger dunkler Morgen ist da, jede Waldblume ist feucht, und der Morgentau lebt bis zum Abendtau. So heimlich eingebaut, so sicher eingefast ist das grüne Stilleben hier und ohne Band mit der Schöpfung als durch einige Sonnenstrahlen, die mittags die stille Stelle an den allgewaltigen Himmel knüpfen. Sonderbar, daß gerade die Tiefe so einsam ist wie die Höhe." Er schläft bis in den Abend auf den Flügeln bunter Zauberträume. Ein Landschaftsmaler zeigt ihm den Weg nach Rosenhof, beglückt genießt er den Anblick der Stadt und des Stromes, in dem fünf grüne, helle Inseln blinken. Dann steigt er hinab auf den zusammengepreßten Marktplatz der Fähr, wo schon ein ganzer Kongreß von Bettlern, Boten, Spaziergängern, Hunden, Rindern, Wandergesellen und Grummetweibern versammelt ist, und wo er den Tiroler, den Geburtshelfer und den Bettelmann vom gestrigen Tage, vor allem aber die ganze reisende Schauspielertruppe, die heute in der Stadt gastiert, wieder trifft. — Da rollt ein zierlicher Reisewagen mit vier Pferden daher, um auch mit übergesetzt zu werden, — und in seinem Herzen zuckt plötzlich ein Augenblick der Wonne auf, wie ihn der schönste Traum der Phantasie nicht prophezeien kann: im Wagen sitzt die Geliebte, — Mina, die Tochter des Generals aus dem weißen Bergschloß daheim! Der Vater steigt aus dem Wagen, von unserem Wanderer jubelnd begrüßt; die Geliebte bleibt mit abgewandtem Gesicht drin sitzen, aber ihre Nähe vergoldet alles um ihn her so wundersam, daß ihm die Fähr vorkommt wie ein Sangboden des Lebens, der sich auf Tönen wiegt, wie ein Morgenland, das durch's Abendlicht segelt, wie ein Nachen, der das Elysium zum Ufer trägt. Mit dem General wandelt er zu Fuß in die schöne Gartenstadt, und der Himmel der Seligkeit geht ihm auf, als dieser ihn zum Abendbrot im „Granatapfel" und für den andern Morgen zu einem gemeinsamen Spaziergang auf die romantische Felsengruppe über der Stadt einlädt. Im aufschimmernden Mondesglanz wandelt er beglückt in einem wahren Prunkzimmer des vornehmen Gasthauses auf und ab und kommt sich wie ein Troubadour vor, der Tür an Tür im goldenen Schlosse mit der Dame seines Herzens haust. Eine Flasche guten Weines erhöht die Stimmung, und wie in blühenden Träumen sieht er bald im Eßzimmer die Geliebte im weißen Gewande wie eine Blumengöttin vor sich; unter dem rottastenen Hutfutter schaut sie ihn wie unterm Abendrot lächelnd an, und er bemüht sich verzweifelt, auch vor dem heiteren, weinfrohen General als gewandter Weltmann und witziger Unterhalter zu erscheinen. Freilich passiert ihm dabei manches Stücklein unwillkürlicher Komik, aber den Vater und noch mehr die Tochter belustigen doch seine drolligen Anekdoten. — Der General verläßt sogleich nach dem Abendbrot das Zimmer und kommt nicht wieder. Er ist in den nächsten Garten gegangen, wo die blauäugige Philine von gestern mehr absichtlich als zufällig ebenfalls eintrifft, um sich im dämmernden Dunkel der Laubgänge und Pavillons mit dem lebenslustigen General von den Anstrengungen ihrer Rolle zu erholen. Das junge Paar bleibt in süßer Verlegenheit zurück, und mühsam sucht der Wanderer ein Gespräch anzuknüpfen. Das Kammermädchen weiß vom Spaziergang des Vaters im Garten zu berichten, und nun fordert die Geliebte den beglückten

Jüngling auf, ihn mit ihr zu suchen. Das Mädchen berichtet Wunder von der Schönheit des Gartens, besonders von einer entzückenden Laube aus lauter blauen Blumen gewebt. In seliger Erwartung, unbewusster Sehnsucht und lieblichen Gesprächen wandeln die Liebenden dahin, die weißen Wege wechseln mit den finstern Blättergruppen; und die hohen Berge und Himmelssterne stehen wie Nachtgötter darüber. Das fromme Edelsfräulein tritt in eine überlaubte kleine Kapelle ein, um zu beten, und der Wanderer schreitet ihr voraus auf die blaue Laube zu, um sie zu erwarten, — da fliegt plötzlich die schöne Schauspielerin aus der Laube auf ihn zu, wirft ihm scherzend den Shawl über den Kopf und entführt ihn. Alle Versuche, ihr zu entkommen, mißlingen, — da sieht er, wie vom Eingange des Gartens her der General auf die Tochter zukommt, sehr freudig ihren Arm in den seinen legt und sie vor den Augen des Sehnsüchtigen auf und davon führt nach dem Gasthause.

Nun enteilt auch die Schauspielerin kalt und rasch ins Haus, und in seltsamem Zustande zwischen Seligkeit und Wehmut sinnt der Wanderer noch auf seinem nächtlichen Lager in wachen Träumen, von einem Stück Mondschein überleuchtet. Da ertönt nach Mitternacht eine laute Nachtmusik zu Ehren des Generals unter den Fenstern, und plötzlich bemerkt er, wie die Gestalt der Schauspielerin im leichten Nachtgewande hereinschlüpft und an's helle Fenster tritt. Er schlüpft leise in die Kleider und tritt hinter die lauschende. Sie fährt herum und entschuldigt sich, sie habe das unver Schlossene Zimmer für unbesezt gehalten. Sie plaudern über die Musik, aber als diese schweigt, bangt der Wanderer wegen einer Entdeckung durch den General und die Geliebte im Nebenzimmer ebenso wie für seinen und des blauäugigen Mädchens Ruf. Aber sie geht nicht, sondern weiß mit dem lockenden Spiel scheinbarer Unschuld das Blut des Jünglings so in Wallung zu bringen, daß er leise zur Türe eilt, um sie zu schließen, — da fliegt plötzlich etwas auf den Boden: ein Menschengesicht; es ist die Maske des Larvenherrs, den er für seinen bösen Genius gehalten hatte. Die Schauspielerin flieht vor Schreck, und der Wanderer bringt „eine der dümmsten und elendesten Nächte zu, die je ein Mensch durchgelegen.“

Alle Schatten der Nacht aber verschleucht der heilige reine Morgen, das liebevolle Lächeln des Generals und das blühende Antlitz der Geliebten. „Sie gingen zu Fuße dem zerpaltenen Gebirge zu. Die Stadt war tief still, nur in den Gärten rüstete schon einer und der andere Beete und Rosenhecken für den Frühling zu, und die Rauchsäulen des Morgenbrotes bogen sich über die Dächer. Draußen flatterte schon Leben auf; die Singdrossel wurde in den nahen Tannen wach; unten an der Fährse klang das Posthorn herüber und aus dem Gebirge donnerte der ewige Wasserfall heraus.“ Nach diesem Wasserfall geht die Wanderung der drei im Atem des Morgens erfrischten und gerührten Menschen. Die Nebel sinken ins Thal, der Weg biegt in eine Felsenpalte, das eine Berghorn glüht schon im Morgenpurpur, das andere ist noch verschleiert, zwischen beiden schimmert der Morgenstern. Eine andachtsvolle Seligkeit ergreift die Wanderer, der Wasserfall stürzt über eine alte Ruinenmauer wild herab, und der General

führt die Liebenden an der Mauer hin durch eine von grünen Zweigen überdeckte niedere Pforte, von wo sie eine entzückende Aussicht auf das weite Thal des Stromes mit Klöstern, Dörfern und fernen Gebirgen genießen, die sich bis zu rotglühenden Gletschern und Schneefeldern aufzutürmen scheinen. Über dem goldig beleuchteten nassen Grün schwebt der Wasserfall in der Morgensonne wie eine flammende Brücke. — Da sah er plötzlich die Geliebte über sich wie aus schimmerndem Aether und Farben gewebt. „Sie schaute auf zum Rosen- und Feuerregen, der die hohen grünen Tannen mit Goldfunken und Morgenrot bespritzte, und wie verklärt schien sie vom Boden aufzuschweben, und der rotbrennende Regenbogen leuchtete schön auf ihre Gestalt herunter. Dann sah sie ihn wieder an; schnell ging ihr Auge unter und schnell auf, wie eine Sonne am Pol. — Das herzerhebende Donnern und das Wetterleuchten des Stromes umrauschte, überdeckte beide mit himmlischen, goldenen Flügeln gegen die Welt. — Der Jüngling streckt die Arme nicht mehr nach dem Himmel allein aus, sondern nach dem Schönsten, was die Erde hat — — —.“

Mit diesem schönsten Augenblick ist der Zauber der Reise gebrochen, die Geliebte bedeckt die Augen, der Vater sieht plötzlich auf, — die drei Wanderer kehren zum Gasthause zurück, bald rollt der Wagen des Generals davon, und auch der Jüngling geht nur noch „einige nachblitzende Minuten“ in seinem Zimmer auf und ab, bis ihn „Vorstwich und Sprenggefäß, die Vorarbeiter neuer Gäste“, hinaustreiben. Die Schauspielerin wirft ihm einen leichten Gruß und ein Wiedersehen auf der Treppe nach; auf dem Heimwege verläuft er sich oft, da seine Augen und sein Herz ganz ausgefüllt sind von der Geliebten, der Regen klappt hernieder, das ganze Thal schwimmt im Wasser und seufzt im Sturm, rohe Menschen begegnen ihm und fahren ihn grob an oder lachen über ihn, — er merkt nichts von alledem und kommt wie im Fluge durch alle Dörfer im nassen Badegewand des Abends wieder daheim an. —

Niemals wird die Geliebte sein eigen, die List des eigenen Bruders raubt ihm die Gelegenheit, sein Glück zu begründen, als er schon ganz nahe vor der Erfüllung steht: Aber dem Mann mit dem kindlichen Herzen und dem genialen Geiste vermag kein Schicksal das innerste Glück eines rein und tief empfindenden Gemütes zu rauben. Die Geliebte bleibt ihm immer das liebliche Symbol des köstlichsten Gutes auf Erden. Immer herrscht die Freude mit mildem Szepter über seinem ganzen Leben. Und wie dieser weltfremde und doch so genial lebendige Wanderer, so ist auch das tiefste Wesen dieses edels Dichters. Die Begeisterung für das Große und die Andacht zum Kleinen innig verschwivert wohnen in ihm ohne verzehrende Leidenschaft, voll herzlicher Treue, voll leuchtender Klarheit und milder, alles Menschliche tief umfassender Liebe. So wird ihm sein Leben selbst trotz aller Not und allen Kampfes zur Idylle, und kaum hat er einmal das lichte Bild seines Herzens schöner enthüllt als in den feinen, ergreifenden Worten:

„Wenn die Leidenschaft glutverworren aufsteigt wie ein brennendes Schiff, so fliegt die zarte Dichtkunst des Herzens nur auf wie eine golde Abenddromade oder wie ein Christus, der gen Himmel geht, weil er eben die Erde nicht vergift“.